

Nebrer Anzeiger

Die Entschädigungspflicht des Reiches

(Von unserem volkswirtschaftlichen Mitarbeiter.)

Im Leben aller Kulturen und Völkerrollen ist es ein selbstverständlicher Grundgedanke, daß sich die öffentlichen Organe an dem Eigentum ihrer Glieder nur berechnen dürfen, wenn sie ausreichenden Ersatz gewähren. Man kann darüber streiten, ob und durch die Inflation geschädigten Deutschen im eigentlichen Sinne des Wortes „vom Reich entzogen“ worden sind. Kein Zweifel kann jedoch darüber bestehen, daß die Kolonial- und Auslandsbesitzungen sowie die logenartigen „Verdrängten“ Angehörigen des Reiches entzogen worden sind. Der Verfallener Vertrag bestimmt, daß das deutsche Vorkriegsvermögen im früheren feindlichen Auslande, das von den betreffenden Regierungen beschlagnahmt worden war, nicht zurückgegeben, sondern zugunsten von Reparationen der Bürger des betreffenden Landes an Deutschland fließend werden sollte. Das Reich sollte verpflichtet sein, diese entzogenen Deutschen zu entschädigen. In den bald acht Jahren, die seit Abschluß des Versailles Vertrages verstrichen sind, hat das Reich den Geschädigten wiederholt Abschlagszahlungen gewährt, — allerdings in einer Höhe, die einen lächerlich geringen Bruchteil des wirklich entstandenen Schadens darstellt. Da das Deutsche Reich durch die Liquidierung des deutschen Vorkriegsvermögens im Auslande in keiner Vermögensschuldenspflicht herabgesetzt worden ist, kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Entzogenen Anspruch auf volle Entschädigung haben. Eine Grenze kann nur durch die außerordentlich gespannte Finanzlage des Reiches gezogen werden.

Man behauptet das Vorhandensein Reparationsabkommen vom 30. August 1924 (Dawes-Plan), daß die deutschen Jahresleistungen die gesamten Deutschland aus dem Versailles Vertrag erwachsenden Lasten decken sollen. Da die Entschädigungspflicht des Reiches gegenüber den oben erwähnten Entzogenen ebenfalls im Versailles Vertrag festgelegt ist, stellt sich die Fragestellung auf dem Standpunkt, daß die den entzogenen Deutschen zu gewährenden Entschädigungen dem Dawes-Fonds entnommen werden müßten. Der haager Schiedsrichterbund hat diesen Standpunkt verworfen. Somit bleibt die Verpflichtung des Reiches auf unmittelbare Entschädigung der Entzogenen bestehen. Am 20. Februar hat in Berlin eine gewaltige Kundgebung der Auslands- und Kolonialdeutschen stattgefunden, auf der eine lebhafte und endgültige Regelung der Ansprüche gefordert wurde. Die Arbeitseinsamkeit der verschiedenen in Betracht kommenden Verbände bereitet eine Denkschrift vor, die sogar einen Vorschlag enthält, daß die deutsche Regierung und dem Reichstag zu löhnlender Weisungslage vorgelegt werden sollen. Da es sich im ganzen um ans nähernd acht Milliarden Mark handelt, die zurückgelegt werden müssen, erscheint es unmöglich, die Forderungen in vollem Umfange zu befriedigen. Die Vertreter verschiedener Reichstagsparteien, die auf der erwähnten Kundgebung das Wort ergrieffen, haben offen ausgesprochen, daß man zur Milderung der dringenden Not in den Kreisen der Entschädigungsberechtigten nach sozialen Grundrissen verfahren und auf eine hundertprozentige Abgeltung aller Ansprüche verzichten müsse. Es ist bedauerlich, daß die im August 1924 zu den logennotierten Vertretern der Reichsregierung nicht entschädigten konnten, dem Könige der Geschädigten-

Organisationen zu empfinden und uoer die stärke Akzeptanz zu schaffen, ob die Ansprüche der deutschen Geschädigten gleichfalls aus dem Dawes-Fonds befriedigt werden sollten.

Der Wirklichkeit die Ehre!

Der ehemals russische Fürst Potemkin verstand es, dem Jaren, der eine Reize durch sein Land machte, dadurch zu fähigen, daß er überall da, wo der Herrscher sich ein Versehen aufhalten sollte, prächtige „Häuser“ aus lauter Kulissen aufbauen ließ. Der Herr hielt diese „Häuser“ und „Türme“ aus Kasse für echt und lobte den „treuen“ Fürsten. Hinter den Kulissen der Fürsten verbargen sich tiefste Eitelkeit und grenzenlose Unordnung. In die Potemkinsche Pappdeckelwelt wird mancher oft denken, wenn er oberflächlich einen Blick in das wirtschaftliche Leben unseres Volkes in der Gegenwart wirft. Der nichtige Beobachter wird viel äußeren Glanz entdecken, der mit der oft behaupteten großen Not in tralem Gegenlat steht. Wenn ein Ausländer, besonders solcher, an dessen Land Deutschland Tribute zahlen muß, die glänzende Außenwelt unseres heutigen öffentlichen Lebens sieht, wenn er dazu noch in gewissen Zeitungen liest, wie angebliche gemalige Kreisläufe die Betriebe aller Art überleben, dann muß er natürlich zu der Ansicht kommen, daß Deutschland nicht bloß die ihm auferlegten löhnlösen Tribute io gut wie spielend leisten könne, sondern daß es noch weit mehr zu zahlen imstande wäre. Und was blänge noch für das Ausland, in dessen Schand Deutschland liegt, angenehmer als dies: Deutschland kann alles und noch mehr zahlen! Und noch gleich solche, durch Deutsche leider nicht genährte Märkte jenen Potemkinschen Pappdeckeln, hinter denen die tiefste Not sich verbirgt. Wir können es daher nur mit großer Genugung begrüßen, daß der neue Reichsfinanzminister Köhler kürzlich im Reichstag den Wort hatte, die wirtschaftliche Lage Deutschlands io darzustellen, wie sie der Wirklichkeit entspricht. Er hat kräftig aufgedrängt mit dem Wort, daß die uns auferlegten Dawes-Tribute für unser Volk dauernd tragbar seien, wie Finanzpolitiker seit Jahren behaupten.

Natürlich hängen die Darlegungen des Ministers weder von den Verhältnissen in Deutschland, noch viel weniger dem an den Dawes-Schulden zu interessierten und von ihnen profitierenden Ausland annehm in den Ohren. Und schon erhebt sich im Auslande großes Gesehrei, daß die Ausführungen des Ministers Köhler nicht der wahren Sachlage entsprechen. Solches Gesehrei muß uns nicht stören — es beweist nur die Angst, die man davor hat, daß Deutschland eines Tages wirklich nicht mehr zahlen könnte. Für uns muß es heißen: Eilt kommt das deutsche Volk und in zweiter Reihe das Ausland — oder wir sind dauernd Sklaven.

Die friedliche Eroberung der Luft.

Trotz der langjährigen Einschränkungen durch die versenoligenden jopen, Begriffsbestimmungen des Versailles Vertrages hat Deutschland mit der ihm eigenen Fähigkeit und Arbeitskraft seinen Luftverkehr stetig ausgebaut, daß dieser sich mit Recht mit dem der übrigen Großmächte vergleichen läßt und die Beziehungen zum Weltluftverkehr in durchaus moderner Form aufrecht erhalten hat. Die „Deutsche Luftlinie“, die einen Namen aus Deutschlands großer Zeit übernommen und in der-

treten hat, konnte bereits im ersten Jahre ihres Betriebes, das ihrem Aufbau und ihrer Entfaltung gewidmet war, auf recht ansehnliche Erfolge zurückzuführen. Deutschlands Stellung in der Handelsluftfahrt, die bisher durch die Sammelgesellschaften „Deutscher Aero-Flot“ und „Aunters Luftverkehr A.G.“ vertreten wurde, wurde am 6. Januar 1926 der Deutschen Luftlinie übergeben und von dieser von Vertretern aller Kreise unseres Volkes gegründeten Gesellschaft in vorbildlicher Weise ausgebaut. Nachdem am 1. Februar vorigen Jahres der Einflug unserer deutscher Großflugzeuge in die betriebe Rheinlands und die Landung in Köln die Tätigkeit der Luftlinie gewissermaßen jährlich eröffnet hatte, begann der planmäßige Luftverkehr am 6. April mit etwa 110 modernen Verkehrsflugzeugen, von denen die kleinsten Maschinen für vier, die größten für zehn Passagiere eingerichtet waren. Am Durchschnitte des Jahres waren 54 Linien in Betrieb mit einer täglichen Kilometerleistung von durchschnittlich 37 222 Kilometer gegenüber 35 174 Kilometer im Jahre 1925, wobei 57 Linien im Inlande und 15 im Ausland regelmäßig angefliegen wurden. Die am 15. Juni mit einem Aktienkapital von 25 Millionen Mark endgültig konstituierte Deutsche Luftlinie konnte als besondere Ereignisse den 26. Mai, die Eröffnung der Linie Berlin-Paris und den Start zweier Großflugzeuge zum Flug nach Peking das in 83 Stunden reiner Flugzeit erreicht wurde, als Ehrentage fassen. Auch der am 16. Oktober begonnene Winterluftverkehr hat noch immer eine fastische Kilometerleistung von 15 795 angefliegen. Besonders Interesse beanprucht die Einrichtung der Nachtlinie Berlin-Königsberg, ferner auch die Tatsache, daß während des Weltkrieges des Fluganfluges nach Moskau von 1. Mai bis 1. September 1926 auf der Nachtlinie nicht weniger als 8001 Kilogramm Briefpost wurden. Einen guten Erfolg hatten auch die Vortragsreisen zu verzeichnen. Erfreulicherweise hat sich in weiten Kreisen unseres Volkes das Verständnis für die Wichtigkeit der Luftfahrt immer mehr Bahn gebrochen, wenn auch heute aus wirtschaftlichen Gründen immer noch verhältnismäßig wenig die Benutzung des Flugzeuges „massenhaft“ ist.

Glück und Ende eines Abenteurers.

Karl Man, dessen wunderbare Abenteuer wir als Jungen verhängen haben und den man nachher der elenden Aufschneiderer anklagte, ist doch nur ein armerlicher Stümper der Phantasie gewesen gegen die Lebenswirklichkeit, wie sie sich im Dagegen des fürstlich vom französischen Kriegsgeschehen in Marokko zum Tode verurteilten ehemaligen Fremdenlegations- und gebürtigen Deutschen Hermann Klems abgepielt hat. Klems erliefte als Sohn wohlhabender Eltern 1887 das Licht der Welt am schönen Rhein in Düsseldorf, wo sein Vater das einbringende Gewerbe eines Weinhandlers betrieb. Wie io mancher andere früh zu Abenteuern neigende Junge, wurde auch ihm schon in verhältnismäßig frühen Jahren Ferner Venus zum Verhängnis. In Paris ging ihm diehler Stern aus und Klems begab sich zurend mit seinem „Schiff“, das dem Orient. Von Konstantinopel schloß er sich einer Karawane an, die ihn nach Afghanistan und Perien führte, wo er sich als Fährschifferin mit Erfolg betätigte. Sein „Vermögen“ brach er jedoch gar bald in Monte Carlo im Roulette und Sacaract „rausgeriffen“ unter und tritete nun in den nächsten Jahren sein Dasein wieder im Sinne-

Die Siebe des Geigerkönigs Rabanji

ROMAN VON J. SCHNEIDER-FOERSTL

WIEBERRECHTSCHEZTZ BURCH ERLAUB OSKAR MEISTER WERBAP

(66. Fortsetzung.) (Manndrud verboten.)

„Wasser!“ Ichrie sie unterdrückt auf.
 „Halt du es noch nicht bemerkt?“ Er sitzt fundentlang, ohne etwas zu sagen, er horcht, ohne etwas zu hören. Seit der Amerikaner dagewesen ist und die andern, geht's abwärts mit ihm. — Früher hat er gelprochen, jetzt schweigt er. Keine zehn Worte bekommt du im Tage, oder ihm zu hören.“
 „Sag, was ich tun soll!“ fragte die arme Mutter. „Soll ich zu ihr fahren?“
 „Zu wem?“
 „Zur Baronin Gellern!“
 Rabanji antwortete nicht sofort.
 „Sa — ich zu ihr, weilst du hat sie ein Herz im Leib und kommt.“ Itsch er heraus.
 „Soll ich heute noch reiten, Vater?“
 „Du weißt nicht mehr, was du sprichst, Luise!“ meinte er beschwichtigend. „Das beste Pferd bräuchte dich heute nicht die Hälfte Wege nach Debreszin. Aber morgen vielleicht, gar lange dauere der Hegenanz da draußen nicht. Das wäre noch zu früh jetzt im November. Bede für alle Fälle was du brauchst für ein paar Tage. Und bring sie mit. Alles andere ist umsonst!“
 „Und du bist immer um ihn, Vater, du läßt ihn nicht aus den Augen, wenn ich weg bin!“
 „Mein — ich löß ihn nicht aus den Augen. — Schon seit Tagen nicht mehr, sonst müßte ich nicht, daß es allerhöchste Zeit ist, ihn wegzubringen!“
 Mit beiden Armen umschloß Luise Rabanji den alten Mann und drückte sich gegen ihn.
 „Nur nicht den Kopf verlieren, Luise“, mahnte er. „Nichts merken lassen. Es gibt sich ganz von selbst, daß, wo er ist, auch ich bin. Er kann mir nicht aus. Weder bei Tag noch bei Nacht. Wenn du in Wien bist, teile ich mit ihm kein Zimmer.“
 „Er wird es merken, Vater!“
 „Mein! — Er wird nicht glauben, wenn ich ihm sage, daß meine Dauchstube zu kalt ist für io alte Knochen, wie ich sie hab!“

„Und wenn er geht, den Cifios aufzusuchen?“ frag sie bange.
 „Dann geh ich eben mit. Ich habe lange nicht mehr nach den Pferden gesehen. Das weiß er und wird nicht's dahinter finden!“
 Luise nahm ihr Taschentuch und verwischte damit die letzten Tränen Spuren, ehe sie aus der Gasse trat, um nach Clemens Zimmer zu gehen.
 Es lag vollständig in grauweißen Dämmen, als sie bei ihm eintrat. Sie konnte nicht's unterscheiden, „Clemens!“ rief sie angstvoll.
 „Mutter?“ kam es aus dem Dunkel, dorthin, wo der riefliche, grüne Kadelosen eine angenehme Wärme ausstrahlte. Sie schaltete sich vorwärts. Er kam ihr langsam entgegen, griff nach ihrem Arm und zog sie mit sich nach dem Dvan, der vor dem weifhgezogenen Bette neben der Längsmauer stand.
 Zwei Korbfühle leuchteten aus dem Dunkel, am Boden dämmerte ein weißes Fell.
 Ein unbeflimmerter Duft von Blüten und Obst lag über dem Raume, der in seiner schlichten Einfachheit unendliches Behagen zu geben vermochte. Sie schloß, wie seine Finger trotz der Wärme, die der Dien ausstrahlte, kalt waren und daß er fröstelte.
 „Frierst du, mein Bub?“ sagte sie besorgt und wollte sich beben, das Feuer neu anzufachen.
 Er drückte sie auf das Sofa zurück. „Laß, Mutter, es nißt io nichts. Es kommt alles von innen.“
 „Wißt du es nicht, hat haben, Clemens?“ frag sie. Sie konnte nicht einmal sein Gesicht erkennen.
 „Mein!“ kam es heilig. „Aber es ist gut, daß du da bist, ich habe mich gefürchtet!“
 Sie erschrak. Er ließ ihre zitternde Hand nicht los. „Wo- oder hast du dich gefürchtet, mein Bub?“
 „Ich hab sie heute gesehen, Mutter!“ raunte er ihr zu.
 „Wen denn?“
 „Mutter, du fragst noch?“
 „Wo willst du sie denn gesehen haben, Clemens?“
 „In Debreszin. — Ich bin heute hinübergeritten, meine Post zu holen, da hat sie an einer Straßenecke gestanden!“
 „Clemens! — Bedenke doch, wie tolle sie denn dorthin kommen. Eine Weltlichkeit! Sonst nichts!“
 „Mutter!“ er beugte sich nahe zu ihr. „Du glaubst also nicht, daß sie es war!“

„Nein, mein armer Junge, gewiß nicht!“
 „Sie reist mir noch das Herz aus dem Leibe und lacht dazu!“
 „Sei nicht ungerecht, Clemens! Sie ist nicht grauam! Weßt du nicht, was die kleine Ellen dir gesagt hat?“
 „Das ist ja alles nicht wahr, Mutter. Niemand kennt sie io gut wie ich. — Ich bin vor ihr gebürt — geliebt — und sie hat „mein“ gesagt.“ „Jemal „mein!““
 „Schon in der nächsten Minute, nachdem du gegangen warst, hat sie vielleicht bereut!“
 „Sie hat gelacht!“
 „Ich hab es mit eigenen Ohren gehört, Mutter!“
 „Du hast dich getäuscht, mein Sohn — gemeint wird sie haben, gerufen — aber nicht gelacht.“
 „Er miederprach nicht mehr. Duodoll in tiefter Seelenpein schloßte er auf.“
 „Ach, Mutter, wär ich doch ein Zigeuner geblieben.“
 Sie lutz wortlos reich über beider Augen hinweg, im Dunkel konnte er wenigstens nicht sehen, daß sie weinte. Sa, es war wirklich höchste Zeit, daß er fort kam. Hier, wo er io gar viele Abklingung hatte, wo er nur immer den gleichen Gedanken nachging, ging er zugrunde. Sie vermand ihren Jammer und suchte ihrer Stimme einen gleichmühtigen ruhigen Klang zu geben.
 „Wenn du wieder reisen wolltest, Clemens, hier ist es so furchtbar einösig im Winter, du bist die Gesellschaft gedöndt und wirst dich langweilen!“
 „Ach, nein! — Es ist ja alles nicht der Mühe wert.“
 „Du irrst, mein Bub! — Jeder Tag bringt draußen in der großen Welt etwas Neues!“
 „Für mich nicht, Mutter! Wir bringt er immer das Gleiche!“
 Mit unsicheren Händen machte sie Licht. Als sie die dunklen Vorhänge zusehen wollte, meinte er blühend: „Nicht, Mutter! Wenn alles io felt verflößen ist, wie ich immer, ich sitze in einer Solenstammer.“
 „Solche Gedanken trägt du!“ sagte sie vorwurfsvoll.
 „Da — solche Gedanken und noch andere — und noch andere, die viel gefährlicher sind — Mutter, ich müßte dich etwas fragen, sonst verzeihe ich darüber!“
 „Frage alles, was du willst, mein Bub! Vielleicht bringt es dir Ruhe!“

(Fortsetzung folgt.)

babel Paris, wo er nacheinander als Stiefelputzer, Kaffeeteller, Chauffeur und Plakatträger sich durchging. Mehrere phantastische Abenteuer brachten ihm auf ebenjo phantastische Weise wieder etwas Geld. Klems zog als Journalist nach Spanien, genau im Casino in San Sebastian wieder ein erklüftes Sümmdgen, mit dem er sich in Madrid als Buchmacher und später in Sevilla als Stiefelputzer und Sachhalter einer Bogeda selbständig machte. 1910 bereifte er als „geheimer politischer Agent“ Marokko, trat dann auf französische Seite. In der Fremdenlegation brachte er es sogar bis zum Sekretär, bis der französische Kommandant ihn als Intendanten zum wiederholten Male brach. Unter mehr als abenteuerlichen Umständen gelang es ihm, den furchtbaren Straßen zu entgehen. Bald darauf finden wir ihn bei einem Stamme in der Gegend von Taza, bei dem nur das Mittel eines alten angelegenen Scheichs ihm das nackte Leben zu retten wußte. Mit einem ausgezeichneten Anpaßungsvermögen begab, gelang es ihm, loszuziehen vom gemeinen Scheich nach Cserleitung der Eingeborenenprache und Abtritt zum Islam sich nach seiner militärischen Kenntnisse bis zum Oberkommandierenden eines weidwärtigen Stammes emporzuarbeiten und schon als solcher den Franzosen bei den Vorstößen im Oag zu schloßen zu machen. Sein wahrer Stern aber sollte erst aufgehen, als der Kabitenführer Abd el Krim seinen nationalen Krieg gegen die fremden Unterdrücker in Marokko durchführte. Klems, der inzwischen die Tochter eines angesehenen Scheichs geheiratet hatte, verzichtete ohne Zaudern seine Familie und schloß sich den Högriern an. Er wurde zum Kommandeur der gesamten Artillerie Abd el Krim's ernannt, die er mit den zur Verfügung stehenden Mitteln neu organisierte und zu einer der Franzosen wie

stucht, Landesverrats und Vorkrieges mit Waffengewalt vor das Kriegsgericht gestellt. Sein Kopf ist nun verziert. Es dürfte kaum eine Aussicht sein für den Vorkrieges und ein Leben im Exil zu finden. Klems ist nun in Marokko geblieben, auch diesmal noch aus der Schlinge zu kommen. Mit Klems geht zweifellos einer der interessantesten Abenteuerer der neueren Zeitgeschichte hinüber. Es wäre wert, sein Leben einmal von harter Federhand gepaßt schildert zu werden. Die menschliche Phantasie kann sich kaum ein fessameres und anregenderes Gegenbildnis recht machen, wenn sie sich selbst vor Augen stellt, wie der Vorkrieges, Weinbändler Sohn Hermann Klems in seinen kaum vierzig Jahren seiner Veränderungen auf diesem Erdball in ganz realer Wirklichkeit durchlaufen hat.

Lozales und Provinzielles.

□ Anführer für Vorkrieges nach Mittel- und Südamerika. Es ist zur Kenntnis des Reichspostministeriums gekommen, daß in verschiedenen Ländern Südamerikas Vorkrieges nach Anzügen und, die Anführer in deutscher Sprache tragen, den Empfänger des Briefes aus dem Grunde nicht zugesandt werden, weil die deutschen Anführer dort nicht gelesen werden können. Um die Zustellung zu sichern, empfiehlt es sich daher, nach den Ländern Süd- und Mittelamerikas, wo spanisch gesprochen wird, die Anführer in spanischer Sprache abzugeben.

□ Vorsicht bei der Verfertigung von Geld. Vielfach ist jetzt wieder die Beobachtung gemacht worden, daß Parafraß, Geld oder sonstige Wertgegenstände in gewöhnlichen Briefen verschickt werden. Es sei darum erneut darauf hingewiesen, daß ein solches Verfahren nach den postalischen Bestimmungen nicht zulässig ist. Wenn das Geld unterwegs verlorengeht, so ist der Absender haftbar. Die Post ist nicht ersatzfähig.

— Strafen für Schwarzfänger. Im letzten Vierteljahr sind wegen unerlaubter Errichtung von Rundfunkanlagen 466 Personen zu empfindlichen Geldstrafen rechtskräftig verurteilt worden. Daneben sind in den meisten Fällen die benutzten Rundfunkgeräte eingezogen worden. Die Gesamtzahl aller Rundfunkteilnehmer im Deutschen Reich betrug nach dem Stande vom 1. Januar 1927 1376564.

— Schönewerda. Die Jagd über Gemeindegrenzen hinaus aus dem Grunde nicht zugelassen, weil die Jagd wiederum in zwei Bezirke zu teilen und zur Verpachtung zu bringen. Jagdgebiet 1, etwa 350 Hektar groß, umfassend die Feldparzelle und Jagdgebiet 2, etwa 290 Hektar groß, umfassend die Weidparzelle. Die Anfuhr der Jagdgebiete liegt öffentlich aus.

— Schießt (Kuff). In einem unbewachten Augenblick schlug das Lötgeräten einer Witwe aus dem Kinderbett und brach sich die Wirbelknochen. Bei der Rückkehr der Mutter war das Kind bereits tot.

— Bittfäden. Durch die Kriegs- und Nachkriegszeit haben die Ja-den gelitten, so daß zur Übung etwas getan werden mußte. Auch der Verein mädigerer Jäger von Bittfäden und Umgegend hat die Blutaufreicherung ungarische Hasen kommen lassen. In den Fluren von Bittfäden und Umgegend wurden 60 Hasen, schöne große Tiere — in den Wäldern mit Warten des Allgemeinen Deutschen Jagdschutzvereins Nr. 01741 bis 01806 gezeichnet — ausgeführt, hofentlich mit Jagdschutz, in der Anfuhr für die Jagdschutzvereine zuzulassen erforderte.

— Kenna. Am Samstag nachmittag kam der bei der Baufirma Karl Wosch Müller beschäftigte verheiratete Herr erpolter Kart Siegel aus Vorderleben ums Leben. Er glitt beim Abfahren von Bauholz aus und stürzte in einen 3½ Meter tiefen Keller.

— Magdeburg. Oberbürgermeister Weims-Magdeburg wendet sich in einer Erklärung gegen eine Notiz in der „Halle'schen Zeitung“, nach der die Werberarbeit für die Verlegung der Provinzialverwaltung vom Oberpräsident Hörsing und ihm (Weims) ausginge und die Frage Halle oder Magdeburg im Streit bereits zu Gunsten Magdeburgs

entschieden sei. Oberbürgermeister Weims bezeichnet diese Behauptung als unrichtig und erklärt, daß der Plan der Verlegung der Provinzialverwaltung ausschließlich auf die Initiative des Landeshauptmanns zurückzuführen sei.

Reichswehr- und Fachschulwesen. Im Vordergrund der Beratung des Rates des Reichswehrministeriums im Hauptauschluß des Reichstags am 22. Februar 1927 handelte die Beratung des militärischen und des zivilen Schulwesens unter der Leitung des Reichswehramtchefs Dr. Meißner über das große Interesse, das sämtlich Parteien des Reichstags dem Heeresfachschulwesen entgegenbringen. Für das Reichswehrministerium sei das Genugtuung für die Mängel und Liebe, die sie diesem Gegenstand bisher entgegengebracht habe. Die Einrichtung sei jung, daher blieben noch viele Wünsche übrig. Er betonte, daß innerhalb des Wehrbereichs sich ein scharfer Gegensatz bemerkbar mache, zwischen dem seminarähnlich und akademisch gebildeten Wehrtruppen. Die Lückung dieses Gegensatzes soll entschieden. Eine allgemeine Fachschulbildung beider Gruppen in der Verwendung und Beschäftigung müsse jedoch entschieden abgelehnt werden, da sonst die akademische Vorbildung sich völlig erübrige. Unbedingte Notwendigkeit sei, daß eine zufriedenstellende Regelung der Anstellungs- und Beförderungsverhältnisse der Wehrtruppen durchgeführt wird. Mit besonderer Wärme trat er dafür ein, daß die Wehrtruppen der Land- und Luft- in bezug auf Wehr- als Wehrtruppen berücksichtigt werden. Dem Vorsitzenden des Reichswehrministeriums Oberstler „Bühnen“ schloß er sich aber auch dazu an, was ihm am liebsten war, er sei unter dem Namen Dr. Meißner, daß allerdings Voraussetzung für die Wehrtruppen als Wehrtruppen sei, daß auch die Frau den Wehrtruppen des Landesdiensts gerecht wird. Ein altes Sprichwort sagt: „Die Frau kann in der Schürze mehr tragen, als der Mann mit dem Wagen nachhause fährt“.

Gereimte Zeitbilder.

Von Gottlieb.

Ein Onkel ist ein unbefriedigter Mann,
Wenn man ihn hinter den Vorhang hat,
Man mach' mal gern von ihm was pumpe wollen,
Wenn der Schindler, denkt man, ist verschollen.
So seht man sich denn auf das Anapae
Und lenkt: „Wech knechtchen!“ oder auch: „Ach, nee!“
Da kommt ein Geldbrief aus den wilden Jonen:
„Anbei für Fräulein Schulte fünf Millionen!“
O Anna Schulte, bralle Mädchenmahl!
Am Sonntag Tag sie noch das Nimmereis,
Doch hat sie die Couffins sie und die Zantzen
Als Witz mit Goldbesatz und mit Brillanten.
Der gute Onkel aus Amerika,
Ach, Gott! der schickt die Dollareberbschaft ja,
Awar ist er tot, und Geld reicht oftmals ranza,
Nedoch der Dollar steht auf vier Mark zwanzig.
O Anna Schulte, du gedörst der Welt!
Du wirst geküßt, geküßt und schmeckelst!
Der jünste Onkel hat die alten Knaben,
Sie alle wollen Fräulein Schulte haben.
Sie kauft Töff-Töffs, sie fährt zum Winterport,
Zu Füßen wäscht sie ihr ein edler Lord —
Nest, wo es „Niche“ hat, ist dieses Madel
Bemerkenswerterweise kein Hosenbrädel.
Wenn aber und sich dieses dann erweist,
Dass diese Anna, wo du Schulte heißt,
Mit jenem Onkel hat die Welt geküßt,
Dann hat sich's „ausgemischt“ und „ausgetüßt“!
Da spricht dann jeder: „Ach, hob's gleich gefast!
Sam Zies's geküßt? Fast man nur mit gefast!
Kriegt man die Erbbschaft nicht vom Amt mit Stempel,
Dann sind — m — e — a — h — e — s — alle Dollars Stempel!“
Oje, oje, wie wird das Geld zum Fick!
So nimmt denn wiederum dein Schmecker,
Sanzl ruft der Wehrer ungeschickt dahinstreit:
„Prinzessin, sieh'n Sie uff, den Boden wischen!“



Hermann Klems, der deutsche Artilleriechef Abd el Krim's, wurde vom französischen Kriegsgericht in Meknes (Marokko) zum Tode verurteilt.

Spanien sehr unbehagliche Waise in Händen der „ausländischen“ machte. Zweimal recht erheblich verwundet führte er die beiden Offiziere gegen Jes und Taza 1923 selbständig durch. Nach dem Zusammenbruch des letzten Kabinetspräsidenten übernahm Klems wiederum durch ein geschicktes Manövrier seine eigene Haut in Sicherheit zu bringen und ging zu einem befreundeten Scheich, der aber einsehend schon dem guten Franzosen der Franzosen erlegen war. Er wurde hier verhaftet und wegen Fahnen-

Die Liebe des Geigerkönigs Radanyi

ROMAN VON J. SCHNEIDER-FOERSTL
VORBEREITET VON DR. VERLAG OSKAR MERTENS WERBAG

(167. Fortsetzung.) (Radanyi verdon.)

Er sprach vom Sofa auf und ließ durch das Zimmer, öffnete beide Fensterläden und schloß sie wieder, sah nach dem Hirschblatt der Uhr, die neben dem großen, grünen Ofen pendelte und ließ den Riegel an der Türe oor.

„Glemer!“, mahnte Luise Radanyi. „Was ist es denn, mein Bub, hast du denn kein Erbarmen mehr mit deiner armen Mutter!“

„Erbarmen — Mutter — hab du's mit mir“ — er setzte sich neben sie und sah sie beide Arme mit schwerem, hartem Griff der Finger. „Sag, Mutter — aber die Wahrheit muß es sein —“ seine Augen hypnotisierten sie förmlich, gibt es — in unserer Familie — Oeffenfrante?“

Er zuckte zusammen. „Ihr Mutterberber ichre auf in seiner Dual.“

„Allo doch —“ sagte er mit einem rätselhaften Lächeln. „Ach habe mir's jo gedacht.“

Er ließ ihre Arme los und nahm seine Wanderung wieder auf. Vor dem Fenster blieb er stehen und legte die Stirne gegen die Scheiben, die einen feinen Schleier von Dunst über sich liegen hatten.

„Glemer, du irrst!“ entgegnete Luise, die ihren Schreien erst jetzt abgehört hatte. „Nicht ein einziger ist in unserer beiden Familien, der an Radanyi geküßt hätte. — Nicht einer! — Du darfst es mit glauben. Wenn du jo etwas im Auge hast, dann gränzt du dich umsonst, mein Bub.“

Er drehte sich gewaltig nach ihr um. „Aber ich — ich bin auf dem besten Wege ins Arrenhaus.“ Der Geiger Radanyi ist wahnsinnig geworden, wird es heißen.“

Sie hob beide Arme und ließ sie ebenjo rath wieder sinken. Er las die Angst in ihren Augen, die seinen brannten sich hinein.

„Mutter, ich seh's ja kommen. Aber versprich mir's, daß ihr

mit nicht zwingt zum Leben, wenn es so weit ist mit mir. Und Mutter — laßt mich nicht fortbringen — ich will nicht in der Fremde sterben. Ein Grab in der Steppe will ich haben. — bei dir, bei euch. — Wennstens im Tode laßt mich bei euch sein. — Mutter — ach Mutter, warum habt ihr mich fortgeschickt.“

„Sein Kopf fiel auf die Kante des Tisches, neben dem er sich niedergelassen hatte. Sie konnte es nicht mehr mit ansehen, wie er litt. Schwiegend erhob sie sich und ging aus dem Zimmer. Er ließ ihr nach und hatte sie im Füzur ein.“

„Mutter!“
Sie wandte sich nach ihm zurück. Er legte von hinten beide Arme um ihren Hals und drückte sein heißes Gesicht gegen das ihre.

„Was ist es, mein armer Bub?“
„Nichts!“ sagte er leise und ließ sie frei.

Die Haustüre wurde aufgestoßen. Ein Geriesel von Pulverschnee ließe in den matt beleuchteten Gang. Von draußen kam Herbedwehern und ein unverständliches Schimpfenwort.

Frustend, scheltend, stampfend, schob sich eine Gestalt durch die halboffene Türe, die der Stürm immer wieder in die Angel zurückdrückte. Man sah vorerst nichts als eine Wölfe, die fruchtbarartig auf einem trübnischen Schabdel saß.

Zwei Hände, in großen Fäustlingen steckend, rissen sie herab und schlenkerten die Schmelze der Saube mit einem Ruck zu Boden. Dann kamen die Schultern an die Reihe, auf denen weiße Tauben zu hohen schienen. Der große Schnurrbart sah aus wie zwei mit Zucker bestrichene, weißfärberte Hörnchen. Immer wieder aber griffen die Fäustlinge nach den Schultern, um diese frei zu klopfen. Dann stampften die Füße auf, die in hohen, weiten Pelzstiefeln steckten. Eine ganze Lache Schneemasse rann um den Fremden. Wie kleine Quellen träufelte es von Wölfe, Mantel und Beinkleid, das in die hohen Schäfte gepreßt war.

Das Poltern und Schimpfen oerstumte. Ein rundes, von Käse dunkel gefärbtes Gesicht lagte dem alten Radanyi, der zur Begrüßung aus der Stufe heranstam an.

„Ein Teufelsweiber — was? Da bleib einer auf dem

richtigen Weg. Solche Gäste, die sind sonst verläßlich wie ein Kompaß, wenn's nach Hause geht, aber heut hat sie alles im Stich gelassen und mich mit. Die Schneewehe ist hoch,“ er zeigte in Leibesweite, „und ein Wind dazu, der einem das Blut zum Stillstand bringen könnte jo verdammalt fast. Und eine Finsternis, daß keiner sehen kann, ob seine Gütle schwarz oder weiß sind.“

Er trat hinter Radanyi in die warme Stube.

„Maach!“ Die Mantelenden stiegen ausinander. Eine dicke, schwarze Bedeckung trat dem darunter zum Vorklein und ein Schal, der zweimal um den Hals geschlungen, lang herunterhing. „Kommt du mich behalten, Radanyi?“ Dort auf der Bank ist Platz genug. Und die Gütle wurden sich auch im Stall und tufdeln sich zusammen. Die heißen und boden nimmer heut. Das ist uns dreien vergangen! kam es mit einem gemüthlichen Lachen hinterdrein.

„Dann bleibst ihr halt!“ nickte Radanyi. „Du und die Gütle. Kommt du von Debreszn?“

„Ja — Gelschitz, — nicht grad besonderes oder — wie's eben kommt, geniert mich nicht. — Ein andermal ist es wieder besser.“

„Wißt du Glühwein haben, Belta?“ forschte Radanyi und wandte sich zur Türe.

„Bendahre!“ — So schloß ihm steht's nicht. Bring, wie du ihn hast. Brot hat ich selber und eine Schöpfenteule auch, so groß, daß ein halbes Dugend davon satt werden.“

Das tiefe, gemüthliche Lachen stang wieder durch die Stube. Glemer war eingetreten und musterte den Gast.

„Guten Abend auch Glemer —“ grüßte der Fremde. „Den Belta, den kennst du wohl nimmer, was? Hab dir den Braunen feinergeigt gegeben, weil du jo dornarrt in den Wol-lach warst; weißt du noch?“

Glemer reichte seine weite, kühle Hand über den Tisch.

„Guten Abend!“ legte er freudlich.

„Krank gewesen?“ erkundigte sich der Herbedhändler. „Das wird sich aber jetzt bald geben, wenn man so ein schönes, junges Weib um sich hat!“

(Fortsetzung folgt.)

Nebrer Anzeiger

Die Entschädigungspflicht des Reiches

(Von unserem volkswirtschaftlichen Mitarbeiter.)

Im Leben aller Kulturen und Rechtsvölker ist es ein selbstverständlicher Grundsatz, daß sich die öffentlichen Güter an dem Eigentum ihrer Glieder nur vergrößern dürfen, wenn sie ausreichenden Ersatz gewähren. Man kann darüber streiten, ob die durch die Inflation geschädigten Deutschen im eigentlichen Sinne des Wortes „vom Reich enteignet“ worden sind. Rein Zweifel kann jedoch darüber bestehen, daß die Kolonial- und Auslandsbesitzungen sowie die sogenannten „Verdrängten“ zugunsten des Reiches enteignet worden sind. Der Versailles-Vertrag bestimmt, daß das deutsche Privatvermögen im früheren feindlichen Ausland, das von den betreffenden Regierungen beschlagnahmt worden war, nicht zurückgegeben, sondern zugunsten von Forderungen der Bürger des betreffenden Landes an Deutschland liquidiert werden solle. Das Reich solle verpflichtet sein, diese enteigneten Deutschen zu entschädigen. In den letzten acht Jahren, die seit Abschluß des Versailles-Vertrages verstrichen sind, hat das Reich den geschädigten wiederholt Abhilfeschulden gewährt, — allerdings in einer Höhe, die einen lächerlich geringen Bruchteil des wirklich entstandenen Schadens darstellt. Da das Deutsche Reich durch die Liquidierung des deutschen Privatvermögens im Ausland in seiner Vermögensschuldenpflicht herabgesetzt worden ist, kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Entschädigung Anspruch auf volle Entschädigung haben. Eine Grenze kann nur durch die außerordentlich gespannte Finanzlage des Reiches gezogen werden.

Nun bestimmt das Londoner Reparationsabkommen vom 30. August 1924 (Dawes-Plan), daß die deutschen Jahresleistungen die gesamten Deutschland aus dem Versailles-Vertrag erwachsenden Zahlungen betragen sollen. Da die Entschädigungspflicht des Reiches gegenüber den oben erwähnten Ententegegnern gleichfalls im Versailles-Vertrag festgelegt ist, stellte sich die Reichsregierung auf den Standpunkt, daß die den enteigneten Deutschen zu gewährenden Entschädigungen dem Dawes-Fonds entnommen werden müßten. Der Dange Schlußfolgerung hat diesen Standpunkt verworfen. Somit bleibt die Verpflichtung des Reiches auf unmittelbare Entschädigung der Ententegegnern bestehen. Am 20. Februar hat in Berlin eine gewaltige Kundgebung der Auslands- und Kolonialdeutschen stattgefunden, auf der eine scharfe und endgültige Regelung der Ansprüche gefordert wurde. Die Arbeitsgemeinschaft der verschiedenen in Betracht kommenden Verbände bereitet eine Denkschrift und legt einen Gesetzentwurf vor, die dann der Reichsregierung und dem Reichstag zu eingehender Beschlußfassung vorgelegt werden sollen. Da es sich im ganzen um anderthalb Milliarden Mark handelt, die entschädigt werden müssen, erscheint es unmöglich, die Forderungen in vollem Umfang zu befriedigen. Die Vertreter verschiedener Reichsparteien, die auf der erwähnten Kundgebung des Wortes ergreifen, haben offen ausgesprochen, daß man zur Verringerung der dringenden Not in den Kreisen der Entschädigungsberechtigten nach sozialen Grundrissen verfahren und auf eine hundertprozentige Abgeltung aller Ansprüche verzichten müsse. Es ist bedauerlich, daß die im August 1924 zu den sogenannten Dawes-Konferenzen nach London entsandten Vertreter der Reichsregierung sich nicht entschließen konnten, dem Wunsch der Geschädigten

zuzunehmen und zu empfinden und über die Frage Klarheit zu schaffen, ob die Ansprüche der deutschen Geschädigten gleichfalls aus dem Dawes-Fonds befriedigt werden sollten.

Der Wirklichkeit die Ehre!

Der ehemals russische Kaiser Potemkin verstand es, den Jaren, der eine Reize durch sein Land machte, dadurch zu tauschen, daß er überall da, wo der Herrscher sich ein Weibchen aufhalten sollte, prächtige „Häuser“ aus lauter Kutschen aufbauen ließ. Der Jar hielt diese „Häuser“ und „Törner“ aus Wappe für echt und lobte den „Irean“ hinter den Kulissen. Potemkinschen Dörfern“ verbrachten sich teures Geld und groteske Unordnung. In die Potemkinschen Kuppelstädte wird mancher oft denken, wenn er oberflächlich einen Blick in das wirtschaftliche Leben unseres Volkes in der Gegenwart wirft. Der nichtflüchtige Beobachter wird viel äußeren Glanz entdecken, der mit der oft behaupteten großen Not in freilich Gegenlicht steht. Wenn ein Ausländer, besonders solcher, an dessen Land Deutschland Tribute zahlen muß, die glänzende Ausrüstung unseres heutigen zivilisierten Lebens sieht, wenn er dazu noch in gewissen Zeitungen liest, wie angebliche gewaltige Profite die Betriebe aller Art überziehen, dann muß er natürlich zu der Ansicht kommen, daß Deutschland nicht bloß die ihm auferlegten lösselnden Tribute zu zahlen, sondern auch ein reiches, sondern daß es noch weit mehr zu zahlen imstande wäre. Und was hängt noch für das Ausland, in dessen Schuld Deutschland steht, angenehmer als dies: Deutschland kann alles und noch mehr zahlen! Und doch gleicht solche, durch Deutsche leider selbst genährte Ansicht jenen Potemkinschen Kuppelstädten, hinter denen die tiefste Not sich verbirgt. Wir können es daher nur mit großer Genugtuung begrüßen, daß der neue Reichsinnenminister Richter kürzlich im Reichstag den Mut hatte, die wirtschaftliche Lage Deutschlands so darzustellen, wie sie der Wirklichkeit entspricht. Er hat fräglich aufgeräumt mit dem Wahr, daß die uns auferlegten Dawes-Tribute für unser Volk dauernd tragbar seien, wie Inflationspolitik letzter Jahren behaupten.

Natürlich klangen die Darlegungen des Ministers weder gewissen Leuten in Deutschland, noch viel weniger dem an den Daweschulden interessierten und von ihnen profitierenden Ausland angenehm in den Ohren. Und schon erhebt sich im Ausland großes Geklör, daß die Ausführungen des Ministers nicht der wahren Sachlage entsprächen. Solches Geklör muß uns nicht hören — es beweist nur die Angst, die man davor hat, daß Deutschland eines Tages wirklich nicht mehr zahlen könnte. Für uns muß es heißen: Erst kommt das deutsche Volk und in zweiter Reihe das Ausland — oder wir sind dauernd Elenden.

Die friedliche Eroberung der Luft.

Trotz der langjährigen Einschränkungen durch die versandlungen des Versailler Vertrags hat Deutschland mit der ihm eigenen Fähigkeit und Arbeitskraft einen Luftverkehr daraus aufgebaut, daß dieser sich mit Recht mit dem der übrigen Großmächte vergleichen läßt und die Beziehungen zum Weltluftverkehr in durchaus moderner Form aufrecht erhalten hat. Die „Deutsche Luftkammer“, die einen Namen aus Deutschlands großer Zeit übernommen und zu ver-

treten hat, konnte bereits im ersten Jahre ihres Betriebes, das ihrem Aufbau und ihrer Entwicklung gewidmet war, auf recht ansehnliche Erfolge zurückblicken. Deutschlands Stellung in der Handelsluftfahrt, die bisher durch die Sammelgesellschaften „Deutscher Aero-Club“ und „Lufters Luftverkehrs A.G.“ vertreten wurde, wurde am 6. Januar 1926 der Deutschen Luftkammer übergeben und von dieser nun Vertretern aller Kreise unseres Volkes gegründeten Gesellschaft in vorbildlicher Weise ausgebaut. Nachdem am 1. Februar vorigen Jahres der Einflug zweier deutscher Großflugzeuge in die bereits abgeflandene und die Gandung in Köln die Tätigkeit der Luftkammer gewissermaßen festlich eröffnet hatte, begann der planmäßige Luftverkehr am 6. April mit etwa 110 modernen Verkehrsflugzeugen, von denen die kleinsten Maschinen für vier, die größten für zehn Passagiere eingerichtet waren. Im Durchschnitt des Jahres waren 54 Linien in Betrieb mit einer täglichen Kilometerleistung von durchschnittlich 37.222 Kilometer gegenüber 55.174 Kilometer im Jahre 1925, wobei 57.500 km im Inland und 15 im Ausland regelmäßig angefliegen wurden. Sie am 15. Juni mit einem Aktienkapital von 25 Millionen Mark eingetragte konstituierte Deutsche Luftkammer konnte als besondere Ereignisse den 26. Mai, die Eröffnung der Linie Berlin—Königsberg, ferner auch die Tatsache, daß während des Betriebes des Flugdienstes nach Moskau vom 1. Mai bis 1. September 1926 auf der Maschine nicht weniger als 9901 Kilogramm befördert wurden. Einen guten Erfolg hatten auch die Wädertrecken zu verzeichnen. Erfreulicherweise hat sich in vielen Kreisen unseres Volkes das Verständnis für die Wichtigkeit der Luftfahrt immer mehr Bahn gebrochen, wenn auch heute aus wirtschaftlichen Gründen immer noch verhältnismäßig wenigen die Benutzung des Flugzeuges so wichtig ist.

Glück und Ende eines Abenteurers.

Karl Man, dessen wunderbare Abenteuer wir als Jungen verschlungen haben und den man nachher der legenden Aufschreier anklagte, ist doch nur ein armselicher Mensch, der von den Kontinenten gegen die Lebensmühseligkeit, wie sie sich im Dolein des fürstlich vom transjordanischen Kriegserlöses in Marokko zum Tode verurteilten ehemaligen Fremdenlegations- und gebürtigen Deutschen Hermann Klems abgepielt hat. Klems erblickte als Sohn wohlhabender Eltern 1857 das Licht der Welt am schönen Rhein in Düsseldorf, wo sein Vater das einbringende Gewerbe eines Weinhändlers betrieb. Wie so mancher andere früh zu Abenteuren neigende Bürde, wurde auch ihm schon in verhältnismäßig frühen Jahren Frau Venus zum Verhängnis. In Paris ging ihm dieser Stern aus und Klems begab sich zürnend mit seinem „Sofial“ nach dem Orient. Von Konstantinopel ließ er sich einer Karawane an, die ihn nach Afghanistan und Berlin führte, wo er sich als Teppichhändler mit Erfolg betriebe. Sein „Nemagen“ brachte er jedoch gar bald in Monte Carlo im Roulette und Sacarac „tauchermäßig“ unter und trifferte nun in den nächsten Jahren kein Dolein wieder im Seine-

Die Siebe des Geigerkönigs Radamni

ROMAN VON J. SCHNEIDER-FOERSTER

WILHELM RECHTSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERB

(66. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Vater!“ Ichrie sie unterdrückt auf.
„Soll du es noch nicht bemerkt?“ Er ligt fundenlang, ohne etwas zu sagen, er hocht, ohne etwas zu hören. Seit der Amerikaner dagewesen ist und die andern, geht's abwärts mit ihm. — Früher hat er gelächelt, jetzt schweiget er. Seine gehn Worte bekommt du im Tage, oder ihm zu hören.“
„Sag, was ich tun soll!“ fliegte die arme Mutter. „Soll ich zu ihr fahren?“
„Zu wem?“
„Zur Baronin Gellern!“
Radamni antwortete nicht sofort.
„Da — sehr zu ihr. — Vielleicht hat sie ein Herz im Leib und kommt.“ tief er heraus.
„Soll ich heute noch reiten, Vater?“
„Du weißt nicht mehr, was du sprichst, Luise!“ meinte er beschuldigend. „Das beste Pferd brächte dich heute nicht die Hälfte Wege nach Debraszin. Aber morgen überläßt gar lange dauert der Reiten, da du wissen nicht. Das müde noch zu früh jetzt im November. Rade für alle Fälle was du brauchst für ein paar Tage. Und bring sie mit. Alles andere ist umsonst!“

„Und du bist immer um ihn, Vater, du läßt ihn nicht aus den Augen, wenn ich weg bin!“
„Nein — ich läß ihn nicht aus den Augen. — Schon seit Tagen nicht mehr, sonst wüßst ich nicht, daß es allerhöchste Zeit ist, ihn wegzubringen!“
Mit beiden Armen umschloß Luise Radamni den alten Mann und drückte ihn gegen sich.
„Du nicht den Kopf weilenen, Luise“, meinte er. „Nichts merken lassen. Es gibt sich ganz von selbst, daß, mo er ist, auch ich bin. Er kann mir nicht aus. Weber bei Tag noch bei Nacht. Wenn du in Wien bist, teile ich mit ihm dein Zimmer.“
„Er wird es merken, Vater!“
„Nein! Er wird mir glauben, wenn ich ihm sage, daß meine Dauchstube zu tall ist für so alte Knochen, wie ich sie habe!“

„Und wenn er geht, den Ofen aufzuzucken?“ feig sie bange.

„Dann geh ich eben mit. Ich habe lange nicht mehr nach den Pferden gesehn. Das weiß er und wird nichts dahinter finden!“

Luise nahm ihr Taschentuch und verwischte damit die letzten Tränenpuren, ehe sie aus der Stoffhülle trat, um nach Gellerns Zimmer zu gehen.

Es lag vollständig in graulichem Dämmer, als sie bei ihm eintrat. Sie konnte nicht unterscheiden. „Gellern!“ rief sie angstvoll.

„Mutter?“ kam es aus dem Dunkel, darüber, wo der tieflige, grüne Kachelofen eine angenehme Wärme ausstrahlte. Sie schaltete sich vorwärts. Er kam ihr langsam entgegen, griff nach ihrem Arm und zog sie mit sich nach dem Ofen, der vor dem weißbezogenen Bette neben der Längsmauer stand.
Zwei Korbfühle leuchteten aus dem Dunkel, am Boden schimmerte ein weißes Fell.
Ein unbefimmter Duft von Blüten und Obst lag über dem Räume, der in seiner schlichten Einfachheit unendliches Behagen zu geben vermochte. Sie schloß, wie seine Finger trotz der Wärme, die der Ofen ausstrahlte, kalt waren und daß er frohlotte.

„Bierst du, mein Bub?“ sagte sie besorgt und wollte sich heben, das Feuer neu anzufachen.

Er drückte sie auf das Sofa zurück. „Laß, Mutter, es nützt ja nichts. Es kommt alles von innen.“

„Bistst du es nicht hell haben, Gellern?“ frag sie. Sie konnte nicht einmal sein Gesicht erkennen.“

„Nein!“ kam es heilig. „Aber es ist gut, daß du da bist, ich habe mich gefürchtet.“

Sie erschraf. Er ließ ihre zitternde Hand nicht los. „Wovor hast du dich gefürchtet, mein Bub?“

„Ich hab sie heute gesehn, Mutter!“ räumte er ihr zu.
„Aber denn?“
„Mutter, du fragst noch?“
„Wo willst du sie denn gesehn haben, Gellern?“
„In Debraszin. — Ich bin heute hinübergeritten, meine Post zu holen, da hat sie in einer Straßenecke gestanden.“
„Gellern!“ — Bedenke doch. Wie sollte sie denn dorthin kommen. Eine Aehlschnecke! Sonst nichts!“
„Mutter!“ er beugte sich nahe zu ihr. „Du glaubst also nicht, daß sie es war!“

„Nein, mein armer Junge, gewiß nicht!“

„Sie reißt mir noch das Herz aus dem Leibe und läßt dazu!“

„Ich hab sie heute gesehn, Mutter!“ räumte er ihr zu.
„Aber denn?“
„Mutter, du fragst noch?“

„Wo willst du sie denn gesehn haben, Gellern?“

„In Debraszin. — Ich bin heute hinübergeritten, meine Post zu holen, da hat sie in einer Straßenecke gestanden.“

„Gellern!“ — Bedenke doch. Wie sollte sie denn dorthin kommen. Eine Aehlschnecke! Sonst nichts!“

„Mutter!“ er beugte sich nahe zu ihr. „Du glaubst also nicht, daß sie es war!“

„Nein, mein armer Junge, gewiß nicht!“

„Sie reißt mir noch das Herz aus dem Leibe und läßt dazu!“

„Ich hab sie heute gesehn, Mutter!“ räumte er ihr zu.
„Aber denn?“
„Mutter, du fragst noch?“

„Wo willst du sie denn gesehn haben, Gellern?“

„In Debraszin. — Ich bin heute hinübergeritten, meine Post zu holen, da hat sie in einer Straßenecke gestanden.“

„Gellern!“ — Bedenke doch. Wie sollte sie denn dorthin kommen. Eine Aehlschnecke! Sonst nichts!“

„Mutter!“ er beugte sich nahe zu ihr. „Du glaubst also nicht, daß sie es war!“